

Gregori ist Lyriker. Auch er, wiewohl auch er sein Leben nicht allein auf Lyrik gegründet hat, erholt sich in der Dichtung von der Unruhe des Alltags und wird sich vielleicht an ihr klar über die Torheiten des literarischen Getriebes. Gregori dichtet selbst. Niemand hätte es geahnt. Jeder hätte ihn für einen unbefangenen Preisrichter gehalten. Aber der ‚Zeitgeist‘ hats verraten und wiewohl mans nicht weiter sagen soll, tue ichs doch:

### Stummes Dichten

Von Ferdinand Gregori. (Nachdruck verboten.)

Wohl auch in mir war eine Lerche wach,  
 Die Tag um Tag ihr Lebensliedlein sang,  
 Ein Triller nur, ein Sonnenreim, der jach,  
 Wie auf er stieg, für alle Zeit verklang.  
 Nicht achtete sie Takt und Ton der Zeit,  
 Umsonst hielt ich der Worte Spiegel hin:  
 Sie trotzte seiner nackten Ärmlichkeit,  
 Wehrte dem Wunsch mit holdem Widersinn.  
 Nun falte ich die Hände mir im Schoß,  
 Die Augen schließ ich wie zur Abendruh,  
 Gebunden harr' ich — und da schwillt es groß,  
 Ein Lerchenheer! — Mein Herz klopft auf: hör' zu!

Was muß der gelitten haben! Wohl auch in ihm war eine Lerche wach. Sie dürfte es bei diesem einen jachen Versuch bewenden lassen. Mein Herz klopft zu: hör' auf!

Greinz 11/19

### Die Staackmänner

Eine Sorte von Literatur gibt es, vor der es die Sau des Teufels grausen müßte, wenn sie gewohnt wäre, auf deutschen Eisenbahnen zu reisen. Unter dem Abgesang: ›Belegte Brötchen — Bierjefällig!‹ oder ›Zeitungen, Reiselektüre, lustige fliegende Blätter!‹ wird noch schnell Geist einwaggoniert, Geist vierter Klasse, der aber in Deutschland erster und zweiter fährt. Dieser Geist wird vom Verlag Staackmann, Leipzig, ediert und man kann nicht anders, man muß zugeben, daß sich unter seinen Fahnen eine Schar gesunder Burschen versammelt hat. Es ist jene von mir schon manchmal berufene Literatur, die einen einzigen blondbärtigen Herrn zum Verfasser haben könnte, den ich Hans Heinz Hinz Greinz Kunz Kienzl nannte oder so ähnlich und den ich mir als ein Individuum vorstelle, das der Stammesbrüderschaft durch einen Smoking mit Lederhosen nebst an einer Schnur befestigtem Kneifer auf geheimnis-

Im letzten Heft ist auf S. 27 in dem Zitat aus einer geirnwichtigen Kritik der Gedichte Trakls ein Druckfehler zu berichtigen. Das betreffende Individuum hat dem Dichter nicht ›krassen Neutralismus‹, sondern ›krassen Naturalismus‹ vorgeworfen.

Es ist eigentlich schade, daß sich Glossys und Chlumeckys ‚Österreichische Rundschau‘ meinem Blick entzieht; auf einen Lloydampfer werde ich ihr nicht nachlaufen! Auf ein Haar wäre mir entgangen, was Gregori über Glücksmann sagt und was den Leuten, die nach Korfu reisen, Eindruck gemacht haben muß:

Heinrich Glücksmann, dessen leidenschaftliches, ersprißliches Wirken im Zwielficht der Halböffentlichkeit nur von den Eingeweihten beobachtet und gewürdigt werden kann, gibt uns endlich einmal Gelegenheit im vollen Lichte der Öffentlichkeit seiner lebenswürdigen Persönlichkeit zu gedenken. Dreiunddreißig Jahre, ein wohl abgemessenes Menschenalter, hat er die Herzensliebtinge seiner stillen Stunden daheim verborgen: im Vorjahre seines 50. Geburtstages entschließt er sich, sie in die Welt zu entlassen. Das deutet darauf, daß er sein Leben nicht allein auf die Lyrik gegründet hat, die nun in dem Bande ›Fährten und Narben‹ (München, Georg Müller) vor uns liegt. Die Dichtung begleitet sein Leben, er erholt sich in ihr von der Unruhe des Alltags. Da wird er sich klar über landschaftliche Eindrücke, über Entzückungen an Frauen, über Torheiten des literarischen und politischen Getriebes, endlich über die Großen und ganz Großen seiner Zeit, mit denen ihn ein Zufall oder innigere Verknüpfungen Stunden und Jahre verbringen ließen. Seine Liebe zu den schönen Dingen dieser Welt, seine Verehrung für die Gestalter und Pioniere in Kunst und Kultur schweift gern ins Schwärmerische ab. Glücksmann sieht wohl auch — das merkt man an seinen ›Randglossen‹ — die Schatten der Erdengötter, aber sein sonniges Naturell verweilt lieber im ungetrübten Lichte. Ans Gute und Segensreiche klammert sich sein verklärendes Wort am liebsten und nirgends fühlt er sich in reinerem Element, als wo er einen Edelmenschen, wie den Mediziner und Philanthropen Nothnagel rühmen kann. Hinter diesem Buche mag ein heftiger Kampf gegrollt haben: wir sehen nur den Sieg und der Sieger verzichtet auf Triumphbögen und Posaurienschall. Dennoch blitzt mancher Abglanz gewaltiger Ereignisse und Persönlichkeiten auf; ich weise etwa auf die ›Begegnungen‹ und auf das großzügige Bild vom sterbenden Lenze hin: ›Sommergewitter‹.

Ferdinand Gregori.

Unter solchen Umständen kann man begierig auf die Kritik sein, die Glücksmann über Gregoris Gedichte erscheinen lassen wird, wenn auch dieser sich einmal entschließen sollte, aus dem Zwielficht der Halböffentlichkeit in das volle Licht der Öffentlichkeit hervorzutreten. Denn, um es dieser glatt herauszusagen, auch

volle Weise Rechnung trägt, mit einem Wort als einen Dichter, der sich noch die Ideale bewahrt hat und den Humor und sonstigen Mottenfraß. Eine gründliche anatomische Untersuchung würde ergeben, daß die meisten in diese Kategorie fallenden Patienten infolge Schwindens der Schilddrüse Romanschriftsteller anstatt Tramwaykondukteure geworden sind. Bei den intelligenteren versteht man wiederum nicht, warum sie das Schreiben, dessen dunkler Schändlichkeit sie sich doch bewußt werden, nicht aufgeben, und kann als Grund hiefür höchstens die Erfahrung gelten lassen, daß es Geld einbringt. In Deutschland gibt es nämlich notorischer Weise unter den unzähligen Leuten, die gelegentlich oder ständig Reisende sind, sogenannte »Bücherfreunde«. Dem Bedürfnis dieser Bücherfreunde hat der Verlag Staackmann — ein Name, in dem das aa dem ck hinderlich im Wege steht und der dennoch populär geworden ist — hat er also durch ein »Taschenbuch für Bücherfreunde 1913« Rechnung getragen, in welchem er ihnen ihre Lieblinge in Wort und Bild vorführt. Aber das Wort verschmähe ich und lasse nur das Bild auf mich wirken. Denn der Romanliteratur gegenüber beziehe ich den sichern Port des Analphabeten, weil ich nicht nur die Fähigkeit habe, Romane nicht schreiben zu können, sondern auch die Gelegenheit benütze, sie nicht zu lesen. Ich weiß, daß ich seit zwanzig Jahren sehr viel versäumt habe, und wenn ich einmal sterbe, so wird eine unendliche Literatur zurückbleiben, die nicht zurückbleiben wird, und ich werde mit dem Trost sterben, daß ihr Geist nicht länger lebte als mein Fleisch, und nicht gezwungen sein, erst als Toter ihrer Beerdigung beizuwohnen. Dagegen glaube ich, daß von den zeitgenössischen Dichtern, vor allem von den im Verlag Staackmann erscheinenden, ihre Photographien auf die Nachwelt kommen werden. Ich will das meinige dazu tun; denn sie verdienen es. Die Späteren sollen wissen, wie die Heutigen ausgesehen haben. Alle kann ich freilich nicht überliefern, denn die Klischees sind teurer als die Zitate, deren vielgeschmähter Meister ich bin, aber vielleicht gelingt es, durch eine ausgesuchte Physiognomie auch die anderen zu beglaubigen. Wenn nicht, will ich meinem Wort vertrauen, um ihr Bild nachzuzeichnen. Alle sind in einer kreuzfidelen Stimmung festgehalten, wie sie als ständige Atmosphäre nur die Autoren des Verlags Staackmann, fürwahr ein fröhliches Völkchen, zu umgeben scheint. Da sehen wir denn einen, der in burschikoser

Haltung dasitzt, mitten im Grünen, und darunter ist zu lesen:  
»Karl Hans Strobl, beinahe ‚mit Weinlaub im Haar‘«. Aber er stirbt nicht in Schönheit, sondern lebt in Brünn. Wie »Franz Karl Ginzkey und Frau bei einem Spaziergang im Murtal« aussehen, ist direkt lohnend. Es wird sich zeigen, daß alle Herren, die mit Staackmann in Verbindung sind, auch mit der Natur sehr gut stehen. Sie schreiben auf der Schölle und ackern auf dem Schreibtisch. Selten genug, daß man einen beim Schreiben trifft, und auch dann liest er. »Rudolf Hans Bartsch in seinem Wiener Arbeitszimmer« drückt durch Bartlosigkeit aus, daß er jetzt wirklich ein anderer geworden ist. Trotzdem kennt man sich bei ihm nie aus und das, was man schließlich einmal von ihm definitiv wissen wird, wird sein: daß er die Juden zum Fressen gern hatte. Ich habe oft, aber vergebens darüber nachgedacht, warum die meisten Dichter zwei Vornamen haben. Es ist unpraktisch. Sie sollten sie wenigstens nicht zu gleicher Zeit tragen, sondern bei Abnützung wechseln. So wie man ja auch nicht zwei Jacken oder zwei Gesinnungen zugleich trägt, sondern eine nach der andern. Ich vermissе in dieser Kollektion den Hans Heinz Ewers, der mir so oft schon das Grauen beigebracht hat. Aber ich besinne mich, daß er bei aller Forschheit doch nicht lebfrisch genug ist für Staackmann und seine Beziehungen zum Schattenreich dem Verlag Müller zur Verfügung gestellt hat. Zwar sieht er aus, als ob er uns zu Henkell Trocken überreden wollte, aber sein Inneres ist verschlossen und er hält es mit Poe, E. T. A. Hoffmann und Almquist. Pah, Grillen! Da sind die Staackmänner anders. »Emil Ertl nach Vollendung seines neuen Romans mit seiner Tochter Hilde, die die Maschinenschrift hergestellt hat, einen Freudentanz tanzend.« Muß das ein Glücksgefühl sein! Einen neuen Roman fertig zu haben bedeutet für solche Leute annähernd so viel wie für mich, einen neuen Roman nicht gelesen zu haben. Hätte ich eine Tochter, ich würde mit ihr jedesmal wenns mir gelungen ist einen Freudentanz tanzen. Aber ahnt man denn, was für Orgien ich in meinem Zimmer feiere? Oh da gehts hoch her, wenn ein neuer Ertl erschienen ist! . . . Ja, was ist denn das? »Rudolf Heubner in Gedanken an neue Probleme.« Ich kenne seine alten noch nicht, und schon hat er wieder neue, der Tausendsassa? Er steht an einen Baum gelehnt und schaut sinnend in die Landschaft. Gleich werden

Staackmann  
Jahres

+4hr

1/5er  
1/4  
me

sie da sein, die Probleme. Ein Einsamer. Aber auch das Familienleben hat seine Vorzüge. »Rudolf Greinz mit Frau und Tochter in seiner Sommerfrische Zell am Ziller.« Vor diesem Idyll erkenne ich so recht die Wahrheit des Wortes, daß es im Sommer am schönsten in Wien ist. Besonders wenn es regnet, was im Sommer häufig vorkommt, man denke nur an den letzten verpatzten Sommer, wo die Leute auf dem Land direkt unglücklich waren und massenhaft Beschwerden an die Neue Freie Presse richteten. Daß es da vorsichtig ist, einen Regenschirm mitzuhaben, zeigt gleich das nächste Bild. Ein Dichter, der einen hat, »Hans Hart an einem verregneten Sommertag 1913.« Jetzt weiß man, wie das aussieht, und ist gewarnt. Er steht da wie einer, dem nix g'schehn kann. Aber wenn auch die Großstadt unstreitig ihre Vorzüge hat, gemütliche Kaffeehäuser und dergleichen, so ist doch die Geselligkeit nicht jedermanns Sache. Darum zeigt schon das nächste Bild den: »Anton Wildgans auf der Flucht in die Einsamkeit.« Eben hat ihn der Photograph aufgehalten, um noch schnell dem im Stich gelassenen Menschenschwarm zu zeigen, wie Wildgans aussieht, wenn er eine Ruh haben will. Das nächste Bild zeigt die Vorzüge des Landlebens im hellsten Licht. »Friedrich von Gagern bei der Dressur seines Lieblingshundes.« Das muß noch schwerer sein als einen Roman schreiben. Der Hund will nicht; der Leser immer. Bald aber kommt wieder die Zeit, wo die Frage aktuell wird, wohin man im Sommer geht. Manche gibt es, die das Wasser dem Gebirge vorziehen. So hält »Horst Schöttler Siesta am Gardasee«. Wer Horst Schöttler ist, weiß ich nicht, aber die Siesta scheint ihm wohl zu tun, er streckt sich und sonnt sich, und da das Taschenbuch für Bücherfreunde erwähnt, er sei der Mann, der über »Weib, Wahn, Wahrheit« nachgedacht habe, so besteht Hoffnung, daß mit dem ausruhenden Körper — Gott wer hat nicht Erholung nötig — auch der Geist neue Kraft gewinnen mag. Was tun die Dichter sonst, wenn sie Zeit haben und ihre Bücher an Staackmann abgeliefert sind? »A. de Nora läßt sich von Rudolf Hesse porträtieren.« Volenti non fit injuria. Man sieht Nora, Noras Porträt und den Hesse, der malt. Der Hesse, der schreibt, ist nicht mit auf der Photographie, schade, das wäre in einem gegangen. Er erscheint aber auch nicht, wie wohl er das ganze Jahr in Lederhosen herumgeht, bei Staackmann, sondern bei Langen. Das Bild der Gesundheit, das

er gegeben hätte, ersetzt uns annähernd: »Alfred Huggenberger bei der Ernte«. Ja, wenn alle Dichter sich so nützlich machen wollten wie die Schweizer! Ernst Zahn zum Beispiel ist Bahnhof-restaurateur; er hat's gut, er kann sich unaufhörlich selbst von der Beliebtheit seiner Werke überzeugen. Leider erscheint auch er nicht bei Staackmann, dessen Dichter überhaupt keinen bürgerlichen Beruf, sondern das schönste Leben haben. Sie sind aber auch nicht echte Landleute, sondern tun nur so. Es sind keine Jahresparteien, aber samt und sonders Sommerfrischler. Wieder einer: »Georg von der Gabelentz in der Sommerfrische«. Drücken alle diese Bilder mehr oder minder die den Staackmännern eigentümliche Beziehung zur Natur aus — Georg von der Gabelentz zeigt, daß es auch geraten ist, einen Überzieher mitzunehmen —, so spricht ein nächstes für die Vielfältigkeit der Pflichten, die ihnen obliegen: »Paul Schreckenbach auf einer seiner geschichtlichen Forschungsreisen (Rudelsburg)«. Diese geschichtlichen Forschungsreisen haben sich als notwendig herausgestellt, da Schreckenbach, wie das Geleitwort erwähnt, einen Roman »Die letzten Rudelsburger« geschrieben hat, dessen historischen Hintergrund die erbitterte Fehde zwischen den letzten hochgemuten Herren der Rudelsburg und der Stadt Naumburg und ihrem Bischof bildet, auf dem — dem Hintergrund, nicht dem Bischof — sich die Liebe zwischen einem fahrenden Gesellen und der adelsstolzen Tochter des ritterlichen Geschlechtes der Kurtefrunde auf der Rudelsburg aufbaut. Das wird für die Geschäftsreisenden sehr spannend sein, aber es war für die entsprechenden Vorbereitungen nötig, daß Schreckenbach mit zwei Begleitern, die jeder ein Bierkrügel in der Hand halten, auf den Stufen der Ruine der Rudelsburg Aufstellung nahmen und sich zur Erinnerung an die erbitterte Fehde photographieren ließen. So geht alles gut aus, und damit ja kein bitteres Gefühl zurückbleibe, zeigt das letzte Bild: »Ein frohes Kollegium. Von links nach rechts: Emil Ertl, F. K. Ginzkey, R. H. Bartsch, Prof. Gregori, Alfred Staackmann.« Dieses Bild bringt Überraschungen. Wie Ertl, Ginzkey und Bartsch aussehen, wußte man schon. Aber der Mann, dem wir das alles zu verdanken haben und auf dessen körperliche Beschaffenheit wir schon längst neugierig waren, stellt sich uns endlich auch vor, wie eine Draufgabe, auf die wir nicht gefaßt waren, wie eine Belohnung für brave Kinder, die seit Jahren Eisenbahnlektüre

1/100

nd 1/100 1/100 1/100

kaufen. Und nun gar das Konterfei des Prof. Gregori, an den man wohl noch manchmal in Mannheim und Wien denkt, aber keineswegs zwischen Mannheim und Wien. Wie geschenkt mutet uns dieses Bildchen an und wir sind in Verlegenheit, wie wir Staackmann danken sollen. Es war eine gute Idee, Gregori, der zwar selbst keinen Roman schreibt, aber als Preisrichter viel mit den Dichtern zu tun hat, in die Gruppe aufzunehmen. Er macht ein freundliches Gesicht, als wollte er sagen: wir wern's schon machen; er lächelt, als ob er sich dächte: mundus vult Romane lesen, wir Preisrichter haben's gut, wir haben »Des Feldherrn Traum« von Trebitsch nicht gelesen. Dieser fehlt auf dem Bilde, denn er gehört nicht Staackmann, sondern S. Fischer. Dennoch ist es ein frohes Kollegium. Freuen wir uns, daß wir fünf solche Kerle haben. Alle sind pumperlgesund. Und am gesündesten unter ihnen allen einer, dessen Bild ich, als das beste mir zum Andenken aufgehoben habe. Es ist jenes, das vor allen andern auf die Nachwelt kommen wird. Denn wie kein anderes zeigt es, wie die deutsche Literatur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ausgesehen hat. Natürlich war sie auch diesmal in der Sommerfrische, aber sie zog das Wasser dem Gebirge vor. Alles Wasser, das es in der Welt gibt, ist auf dem Bilde, und der Humor pritschelt. Er trägt Jackett und hat die Hosen nebst Gatjen hinaufgestreift. Das Spazierstöckl dient nicht zur Stütze, sondern wird fesch über der Schulter gehalten. Dagegen ist der Kneifer mit einer Schnur befestigt; denn in Sylt weht ein scharfer Wind. Die Beine dieses deutschen Dichters sind so, wie man sie sich vorgestellt hat. Das Gesicht ist mit einem Knebelbart versehen, der ihm gleichwohl nichts von seinem Ausdruck nimmt. Aber die unteren Extremitäten müssen nackt sein, weil man ohnehin immer geglaubt hat, dieser Dichter schreibe mit der Haxe, und weil einem die Vorstellung, daß man selbst einmal in Sylt baden könnte, dadurch appetitlicher wird. Der Verein für Fremdenverkehr wird gut tun, dieses Bild zu verbreiten. Die Literaturgeschichte wird es ausschneiden. Sogar die Kulturforschung wird daran nicht vorüber gehen können. Gäbe es auch ein Taschentuch für Bücherfreunde, ich hätte es verhüllt. Aus dem Taschenbuch reiß' ich es und setze es hierher. Ich, der Sammler aller freundlichen Bilder, die die Natur stellt. Ich bin abgesagter Feind jeder, auch der künstlerischesten Karrikatur. Denn der Photograph ist doch noch ein anderer Kerl als der Th. Th. Heine.

1a  
Ausschneiden, was ist — das ist meine Devise! Ich nahm das Strand-  
leben vom Lido: ich nehme das von Sylt. Rechts und links in dem  
Text, in den die Photographie eingelegt ist, finde ich die  
Worte »allerlei Menschliches« zitiert. Und ich lese den Satz:  
»Leidenschaftslos sollte der Mensch imstande sein, alle, auch  
seiner Person widerstrebenden Richtungen zu studieren und zu  
beurteilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können.«  
Ich bin gerecht. Und: »er würde einsehen, daß jeder in seiner Art  
ein bißchen recht hat.« Ich sehe es ein. Ich lasse jeden nach  
seiner Fassung selig werden. Zum Beispiel so:



Otto Ernst  
als Strandläufer von Sylt